



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Schöne Literatur

Aus dem Nachlasse Josef Schicht's. In den ersten Junitagen des Jahres 1909, als die warmen Frühlingssstrahlen leise in den Sommer leuchteten, starb im Lenze seines Lebens unter unsäglichen Schmerzen und im Vollbewußtsein seiner gebrochenen Lebens- und Schaffenskraft ein Wiener Dichter, dessen Gedichte ein lebhaftes Echo in dem größten tschechischen Dichter, Jaroslav Brchlicy, weckten, der ihn übersetzte und sein Freund wurde. Josef Schicht hat nach langer schwerer Krankheit sein ernstes, mühseliges, sturmgepeitschtes Poetenleben ausgehaucht. Ein hochbegabter Lyriker ist mit ihm zu Grabe getragen worden. Der Schwermut tiefster Hauch weht durch alle seine Lieder. Aus dem jugendlichen Träumer wurde ein echter Dichter, der seine tiefempfundenen, wunderbaren Lieder sang, mit jenem Klange, der nicht feiner, süßer Geigenton, sondern schwärmerischer, traurig-tiefer, schwer vibrierender „Celloton am Abend“ ist. Am Abend! Er fühlte, daß es Abend geworden sei, für ihn, der kaum den Mittag des Lebens erreicht hatte! Jeder klopfende Pulsschlag wurde ihm zur Dichterträne, die manch tiefes Leid benetzte, und aus der auch die Liedwellen hervordrangten zur Melodie der Lebensbejahung.

Einem Zuge deutschen Geistes folgend, harter er, wie wir aus seinen reiften und besten „Letzten Liedern und Balladen“ ersehen, die von seiner Frau herausgegeben und im Verlage von Staackmann in Leipzig eben erschienen sind, bis zum letzten Atemzuge aus; er schuf in dunkeln Nächten, die allein ihm der Beruf übrigließ, rastlos und unentwegt, auf daß sein Tag in der bangen Nacht der Schmerzen nicht ungenützt untergehe, und sein reicher Genius fand hohe Befriedigung, wenn die todeswunde Seele sich von ihrem Marterpfahle ein Weilchen losband. Er trug aber nicht nur das eigene Weh, sondern auch das Weh der Menschheit, denn in seinem goldenen Herzen wohnte die alle Kreaturen umschlingende Liebe. Aus dieser Liebe zur Gesamtheit entstand das tiefergreifende Gedicht, „Ecce homo“:

Der Schmerzensmann in seiner Mauernische,
Umzuckt vom fargen Allerseelenlicht,
Mit dem entstellten Totenangesicht
Und seiner Wunden Frische —
O, wer zu dem versteinten Schmerz der
Den Blick erhebt, [Schmerzen
Erlebt

Glühende Qual im eignen Herzen.
Die ihm gefolgt, die ihn geliebt,
Wo sind sie jetzt? Nicht einer gibt
Mehr einen Hahn für ihn, sie sind entflohn.
Und nur der Haß ist laut, der Hohn.
O, wer Menschen traut,
Auf Menschen baut!

Als ein begeisterter Bewunderer des Fortschritts übersieht er nicht die Rehrseite der Medaille. Erschütternd ist die Klage, daß der Weg zur Höhe über Leichen führt, der Pfad zum sieghaften Fortschritt mit Blut besprengt ist, die Lösung der sozialen Frage mit den modernen Ergrungenchaften nichts weniger als gleichen Schritt hält.

Merkwürdigerweise fehlt es dem todkranken Dichter nicht ganz an Humor, wie die Ballade „Des armen Chemanns Himmelfahrt“ zeigt. Und wie tragikomisch ist der Tod, der seinen Besuch kündigt, als Gentleman, als Cavalier vom Scheitel bis zur Zehe geschildert! Schicht verfällt auch, obwohl das Leben von Schlag zu Schlag ausholt, uns zu Bettlern stempelt, denen morgen, wenn das für heute reichende Brot ausgegangen, die Sintflut oder der Weltuntergang kommen mag, nicht dem Welt-schmerz, denn er feiert stets „Ostern der Liebe“; gegen den erdentrückten Pessimismus spielt er den stärksten Trummpf aus, die unwiderlegliche Tatsache, daß selbst der in starre Trauer Versenkte angesichts des Todes des Daseins starken Zauber preist.

Und noch ein anderes köstliches Juwel hat uns der Dichter hinterlassen, das von seiner künstlerischen Vielseitigkeit beredt Zeugnis ablegt, den tragischen Akt „Agamemnon“, der die mächtige dramatische Begabung, die große bildnerische Kraft, die edle Leidenschaft des gebrochenen, vom Tode gezeichneten Dichters, seine energische, bohrende, tiefstürzende Charakteristik, seine farbenreiche, fein prägende Sprache bekundet. Dr. B. Münz = Wien

Tagesfragen

Der 18. Januar als „Deutscher Tag“.

Die internationale Höflichkeit spielt heutzutage eine sehr große Rolle. In Deutschland behandelt man besonders Frankreich wie eine Mimose; bekanntlich nahm man sogar bei der Ausschmückung des Reichstagsgebäudes auf französische Empfindlichkeit mehr Rücksicht als auf deutschen Erinnerungsstolz, und von der Luftschiffhalle in Metz mußte eine stolze Inschrift verschwinden, die sehr berechtigt war, aber auswärts — eben ihrer Berechtigung wegen — vielleicht hätte verstimmen können. Ob ein Volk, das Deutschland besiegt hätte, in seinen eigenen Grenzen ebenso selbstverleugnend handeln würde, derartiges Zartgefühl für angemessen halten würde? Ich glaube es nicht. Die Franzosen haben sich noch nach 1870 ziemlich ungar damit getröstet, daß sie ein Panzerschiff „Jena“ nennen konnten, worauf dann deutsche Schiffe „Weißenburg“ und „Wörth“ getauft wurden; ein deutsches Schiff „Sedan“ hat es aber bis heute noch nicht gegeben: das verbot die deutsche Höflichkeit; denn Sedan liegt in Frankreich, und die Mitterlichkeit verbot es, dem französischen „Jena“ ein deutsches „Sedan“ entgegenzustellen. Diese Mitterlichkeit dankt uns nun freilich niemand. Das Vermeiden stolzer oder prahlerischer Inschriften und Symbole würde kein deutsches Denkmal vor Entehrung schützen, wenn der Feind ins Land käme, und die nationale Empfindlichkeit des Besiegten wird deshalb nicht geringer, wenn wir darauf verzichten, unsere Erinnerungen so auszudrücken, daß sie den kommenden Geschlechtern ein Beispiel werden können. Dieser letzte Gesichtspunkt wird aber bei derartigem Zartgefühl überhaupt aufgegeben. Das hat sich namentlich in dem seit etwa einem Jahrzehnt in die Wege geleiteten Kampf gegen nationale Erinnerungsfeiern, besonders die Sedanfeier, in auffälliger und bedauerlicher Weise gezeigt.

Jedes Volk braucht die nationale Erinnerung, jedes Volk wenigstens, das sich seiner nationalen Einheit bewußt bleiben will. Die Frage des Hurratriotismus scheidet dabei von vornherein aus. Denn es ist gar nicht nötig, daß das Nationalfest ein Erinnerungsfest an kriegerische Ereignisse sein müsse. Der Sinn eines Nationalfestes ist

vielmehr, daß die Nation an einem Tage des Jahres in ihren eigenen politischen Grenzen sich als Nation fühlt, und zwar in einer Weise, die über das Persönliche hinausgeht, d. h. über den Geburtstag des Staatsoberhauptes, der sich in mehr formellen und offiziellen Grenzen bewegt und je nach der Beliebtheit des betreffenden Regenten unter Umständen ein Zwang werden könnte. Auch ist, außer in England, wo dieser Tag festgelegt ist, der Geburtstag des Staatsoberhauptes ein dem Datum nach nicht feststehender Tag im Jahre. Kurz, er ist ein bewegliches Fest der Person. Man kann ja ein Nationalfest daraus machen, den Herrscher als Symbol des Staates feiern u. dgl. Aber an seinem Geburtstage soll das Oberhaupt im Vordergrund stehen, nicht das Volk oder die Volksgemeinschaft. Und überdies ist des Kaisers Geburtstag in Deutschland weder ein gesetzlicher noch ein allgemeiner Feiertag: in Bayern wird er nur vom Hofe, nicht allgemein, z. B. an den Schulen, begangen.

In Ländern wie Österreich ist ein nationaler Tag undenkbar, denn es gibt keine österreichische Nation. Den Geburtstag des Kaisers kann man dort feiern, aber die Nation hat als solche keinen Gedenktag. Anders verhält es sich in Italien, wo der 20. September ohne jede Rücksicht auf den Papst das Nationalfest ist, der Tag, wo 1870 die italienischen Truppen in Rom einzogen. So feiern die Franzosen als Republikaner den 14. Juli als Nationalfeiertag, den Tag, wo 1789 mit der Erstürmung der Bastille die Revolution begann. In Italien wird also ein politisch-kriegerisches Ereignis mit der Erinnerung an die Erwerbung der Hauptstadt Rom, in Frankreich ein politisch-konstitutionelles Fest mit der Erinnerung an Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit begangen, um die Nation an ihr Dasein, ihre Einheit zu gemahnen.

In keinem Lande aber ist die moralische Bedeutung eines nationalen Feiertags höher anzuschlagen als in dem eigenartigen Deutschen Reiche, wo beständig Gegensätze aufstehen und niederzuhalten sind, die in der politischen Zusammensetzung des Reiches aus Einzelstaaten begründet sind. Sicherlich sind es vielfach keine Freunde der Stärkung unseres Nationalbewußtseins, welche die Sedanfeier bekämpfen, sondern deren geheime oder offene

Gegner. Ihre Einwände liegen sehr nahe, und man könnte sie gegen die italienische wie gegen die französische Feier in Rücksicht auf den Papst oder die Katholiken Europas und der ganzen Welt, oder in Rücksicht auf die Monarchien Europas sehr wohl ebenfalls machen. Aber das kommt niemand bei, oder es verhallt ungehört. Nicht ungehört sind die in deutschen Zeitungen selbst gemachten Einwände gegen die Sedanfeier aus Rücksicht auf die französische Empfindlichkeit verhallt. Wir sollen nicht unaufhörlich einen den Nachbarn demütigenden Sieg feiern, wir sollen nicht immer wieder die Franzosen an ihre Niederlage (die sie selbst am wenigsten vergessen haben) erinnern, weil sie das ärgert und schmerzt. Dem kann man an sich sehr bestimmt widersprechen. Wir haben ein Recht, diese Erinnerung zu feiern, und solche Rücksichtnahme ist zweifellos zu weitgehend.

Aber von einem anderen Gesichtspunkt aus läßt sich dennoch nicht bestreiten, daß die dauernde Verherrlichung gerade eines Sieges durch Reden und Fanfaren unserem Empfinden nicht ganz entsprechen will. Es ist die dem Deutschen eigene Bescheidenheit, die ohne besonderen Anlaß den fortgesetzten Selbstruhm, das Eigenlob verwirft. In dieser Beleuchtung haftet solchen Feiern tatsächlich etwas an, was ihren erzieherischen Wert einigermaßen trübt. Die neuen Geschlechter sollen sich — das entspricht dem modern deutschen Geist — nicht an den Taten der Väter berauschen, sondern sie sollen lernen, selbst auf nationale Taten zu sinnen. Das ist selbstverständlich keineswegs gleichbedeutend mit kriegerischem Tun allein. Vielmehr besteht der Ausdruck richtig verstandenen nationalen Sinnes in der Vorstellung, daß jeder an dem nationalen Werk, am nationalen Sein und Werden sein Teil mitzuarbeiten habe. *Patriae inserviendo consumor*. Um diesen Sinn zu pflegen, ist ein nationaler Gedenktag für kein Volk nützlicher als für unser deutsches. Und deshalb ist es tatsächlich erlaubt zu fragen, ob der Sedantag gerade der geeignete Anlaß ist, eine Nationalfeier zu begehen, die, richtig verstanden, über den kriegerischen Ereignissen steht und stehen soll.

Wir haben es vor allem nötig, an einem Tag im Jahre auf die rein nationalen Er rungenschaften des großen Krieges zurückzublicken, indem wir auf ihre Folgen für uns bis auf die Gegenwart herab und ihre Festigung in der Zukunft blicken, uns so in Gedanken zusammenfinden und dabei über die partikularen Unterschiede und Verschiedenheiten bewußt hinwegsetzen.

Der gegebene Tag dafür ist der 18. Januar.

Ich habe mich schon lange — schon als Knabe — im stillen gewundert, daß dieser Tag, der das Deutsche Reich schuf und der Tag ist und bleibt, den die Geschichte als dessen Geburtstag nennen wird, alljährlich so spurlos und klanglos vorübergleitet. Was läge eigentlich näher, als in Preußen wie im übrigen Reich diesen Tag zum patriotischen Feiertag zu erheben? Der große Krieg, der Siegestolz, die Niederlagen unserer Nachbarn, das Eigenlob, all dies wäre in den Hintergrund gerückt. Die eigentlichen Siegesfeiern blieben denen dabei unbenommen, die stets ein Recht darauf haben werden, sie zu feiern, nämlich den Armeekorps, den Regimentern und Veteranen. Auch der Landesfürst brauchte nicht zu kurz zu kommen. Aber das deutsche Volk gewänne trotzdem mit dem 18. Januar einen Nationalfeiertag, der dem Zweck eines solchen weit besser entspräche als die Sedanfeier. Der Blick würde auf das gelenkt, was uns allen frommt, nicht auf das, was vor Jahrzehnten gewesen ist, auf Blut und Eisen. Loszulösen ist die Geburt des Deutschen Reiches vom Kriege ja nimmermehr. Aber die Erinnerung daran sollte nicht unaufhörlich gerade im Vordergrund stehen. Mit Maßen ist sie nützlich auch für das heutige Geschlecht. Als Selbstzweck muß sie, je länger desto mehr, an Leben und Wirksamkeit verlieren. Das Bleibende und um uns her sich Regende aber, das, was unsere Nation heute fühlt und wünscht und hofft, das ist es, was wir, anknüpfend an ihre Wiedergeburt in der großen Zeit, an einem Nationalfeiertage uns vor die Seele führen sollen.

Dr. Manfred Eimer-Strassburg i. E.